

NORA WESTFIELD

Vierundzwanzig Fenster *bis zu dir* ♥



STILLWATER BAY – WINTERROMANE

STILLWATER BAY – WINTERROMANE

Vierundzwanzig Fenster bis zu dir

Nora Westfield

EICHENBERG VERLAG

© 2026 Nora Westfield

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, insbesondere Vervielfältigung, Verbreitung, Übersetzung, öffentliche Zurverfügungstellung oder Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Rechteinhabers, soweit sie nicht durch gesetzliche Schranken des Urheberrechts erlaubt ist.

Autorin: Nora Westfield

Herausgeber / Verlag:

Eichenberg Verlag

Kraischaberg 96

5571 Mariapfarr

Österreich

E-Mail: info@eichenberg-verlag.com

Website: www.eichenberg-verlag.com

FIKTIONS- UND UNABHÄNGIGKEITSHINWEIS

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um ein literarisches Werk der Fiktion. Sämtliche handelnden Personen, Dialoge, Handlungsabläufe und Ereignisse sind frei erfunden oder für die Zwecke der Erzählung fiktional ausgestaltet, soweit nicht ausdrücklich auf reale Personen oder tatsächliche Gegebenheiten Bezug genommen wird.

Etwaige Ähnlichkeiten fiktiver Figuren mit lebenden oder verstorbenen Personen oder mit tatsächlichen Ereignissen sind – soweit nicht ausdrücklich auf reale Personen, historisch belegte Tatsachen oder tatsächliche Gegebenheiten Bezug genommen wird – rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ERSTER TEIL

Die erste Kerze

Hefe und Frost

Dienstag, 1. Dezember

Hefe. Und darunter, dünn und scharf, der Frost.

Merle stand auf dem Gehweg gegenüber der Bäckerei, die Hände tief in den Jackentaschen, und atmete ein, was aus dem Lüftungsgitter neben der Tür kam. Es war zwanzig vor sieben und noch vollkommen dunkel. Über dem Rathaus hing ein Mond, der aussah, als hätte ihn jemand vergessen abzunehmen. Die Hauptstraße machte hier ihre Kurve, wie sie es immer getan hatte, und in der Kurve stand das Schild, weiß auf dunkelgrün: *Bäckerei Brauer. Seit 1952.*

Sie hatte nur Brötchen holen wollen. Vier Stück, für ihre Mutter und sich, mehr nicht. Das war der Plan gewesen, als sie um halb sieben aus der Pension gegangen war, und es war ein guter Plan, ein kleiner, vernünftiger Plan, wie man ihn für den ersten Morgen an einem Ort braucht, an dem man in all den Jahren nur einen einzigen Tag verbracht hat.

Durch das Schaufenster sah sie Licht in der Backstube. Eine Gestalt bewegte sich hinter dem Durchgang, kurz nur, ein weißer Ärmel, eine Hand, die ein Blech hob. Marlene. Niemand sonst hob ein Blech so, als wäre es leicht und gleichzeitig kostbar.

Merle blieb stehen.

Sie hätte hineingehen können. Die Glocke über der Tür hätte geläutet, Marlene hätte aufgesehen, und dann? Dann hätte Merle etwas sagen müssen. *Hallo* vielleicht. Oder: *Ich bin wieder da, nur bis Weihnachten.* Oder: *Es tut mir leid, dass ich nie geschrieben habe, nicht einmal zu deinem Fünfzigsten, obwohl ich die Karte gekauft hatte, sie liegt noch in einer Schublade in Kopenhagen.*

Alles davon war zu viel für zwanzig vor sieben.

Sie drehte sich um und ging zurück, die Strandstraße hinunter, an den dunklen Fenstern vorbei, und als sie die Pension erreichte, hatte sie keine Brötchen, dafür kalte Ohren und das Gefühl, eine Prüfung nicht bestanden zu haben, zu der sie gar nicht angetreten war.

* * *

„Du warst beim Bäcker“, sagte Gesine vom Sofa aus, „und hast keine Brötchen.“

Es war keine Frage. Ihre Mutter lag unter zwei Wolldecken im Wohnzimmer der Pension, den rechten Arm in einem Gips, der vom Handgelenk bis fast zum Ellbogen reichte, und auf ihrem Bauch balancierte ein Klemmbrett. Die Leselampe brannte. Der Fernseher lief ohne Ton. Neben dem Sofa standen eine Thermoskanne, eine Schale mit Mandarinen und das Telefon, und das Ganze sah weniger aus wie ein Krankenlager als wie eine Kommandozentrale.

„Es war noch zu“, sagte Merle.

„Marlene macht um sechs auf. Seit fast vierzig Jahren.“

„Dann war es zu voll.“

Gesine sah sie über den Rand ihrer Lesebrille an, und Merle war wieder vierzehn und hatte behauptet, sie habe die Hausaufgaben in der Schule vergessen.

„Ich mach uns Toast“, sagte Merle.

„Wir haben keinen Toast.“

„Dann mach ich uns ...“ Sie öffnete den Kühlschrank in der kleinen Küche nebenan, die zur Wohnung ihrer Mutter gehörte und nicht zur Pension. Butter. Eier. Ein halbes Glas Sanddorngelee. Eine Packung Räucherlachs, die aussah, als hätte sie bessere Tage gesehen. „Rührei.“

„Mit Schnittlauch“, sagte Gesine. „Der ist auf der Fensterbank.“

Der Schnittlauch war auf der Fensterbank. Er war seit einer Weile nicht mehr gegossen worden, aber er war da, und Merle schnitt ab, was noch grün war, und dachte, dass es mit ihrer Mutter immer so gewesen war: Man widersprach ihr, und am Ende machte man trotzdem Rührei mit Schnittlauch.

Sie hatte am Samstag angerufen. Nicht Gesine selbst – Frau Voigt von der Räucherei, die Merles Nummer aus Gesines Adressbuch hatte, weil Gesine in der Notaufnahme saß und sich weigerte, selbst anzurufen. *Sie ist auf der Außentreppe ausgerutscht, Kind. Glatteis. Das Handgelenk. Sie sagt, es ist nichts.* Und im Hintergrund, deutlich zu hören: *Es ist auch nichts!*

Merle hatte in ihrer Küche in Vesterbro gestanden, mit Teig an den Händen, weil sie samstags immer für sich allein backte, als ob das jemandem nützte. Sie hatte aufgelegt, die Hände gewaschen und ihre Chefin angerufen. Resturlaub. Vier Wochen, bis nach Weihnachten. Es war das erste Mal in zehn Jahren, dass sie den ganzen Dezember freinahm, und ihre Chefin hatte so lange geschwiegen, dass Merle dachte, die Verbindung sei abgebrochen.

Am Montag hatte sie die Fähre von Gedser genommen. Zwei Stunden über graues Wasser, eine Möwe, die die ganze Zeit neben dem Schiff hergeflogen war, als wolle sie sichergehen, dass Merle wirklich fuhr. Danach zwei Stunden Landstraße im Dunkeln, der alte grüne Volvo, dessen Heizung nur auf der Fahrerseite funktionierte, und dann, kurz nach acht, das Ortsschild. Sie hatte nicht angehalten. Sie hatte nur etwas langsamer gemacht.

Jetzt stellte sie zwei Teller mit Rührei auf den Couchtisch, und ihre Mutter aß mit links, erstaunlich geschickt, und sagte: „Zu viel Salz.“

„Du hast doch noch gar nicht ...“

„Ich seh es.“

Merle setzte sich in den Sessel gegenüber. Sie wollte etwas Ernstes sagen, etwas über die Treppe und das Glatteis und darüber, dass Gesine nicht allein hier draußen wohnen sollte mit einer Pension, in die im Winter kein Mensch kam. Aber in dem Moment stand ein rot getigelter Kater vom Heizkörper auf, streckte sich, als hätte er alle Zeit der Welt, und ging hinüber in den Flur, wo Merles Koffer noch ungeöffnet stand. Er sprang hinauf, drehte sich zweimal und legte sich hin.

„Wem gehört der?“, fragte Merle.

„Niemandem. Das ist Smutje.“

„Der liegt auf meinem Koffer.“

„Er liegt auf allem, was neu ist.“ Gesine schob ihren Teller beiseite, obwohl er nur halb leer war. „Er wird dich mögen. Er mag jeden, der nicht bleibt.“

Es war vermutlich nicht so gemeint. Merle nahm es trotzdem mit in die Küche, zusammen mit den Tellern.

* * *

Das Klemmbrett kam gegen neun.

„Du musst mir helfen“, sagte Gesine, und es war das Nächste an einer Bitte, das Merle von ihr seit Jahren gehört hatte. „Ich kann nicht schreiben.“

Das Klemmbrett trug eine Liste, zwei Seiten lang, und eine Überschrift in Gesines großer, geneigter Handschrift, die Merle auf jedem Einkaufszettel ihrer Kindheit gesehen hatte: *Lebendiger Adventskalender 2026*. Darunter vierundzwanzig Zeilen. Jede Zeile ein Datum, ein Name, eine Adresse, manchmal eine Notiz: *Glühwein, ohne Alkohol für die Kinder!!* oder *Klavier? Fragen*.

Merle erinnerte sich. Nicht an diese Liste, aber an die Sache selbst. Jeden Abend im Dezember, um sechs Uhr, öffnete ein anderes Haus in

Stillwater Bay ein geschmücktes Fenster, und wer wollte, kam hin. Es gab etwas Warmes zu trinken, manchmal ein Lied, manchmal eine Geschichte, und nach einer Viertelstunde ging man wieder, aber nicht allein. Ihre Mutter hatte das angefangen, damals, als der Ort noch kleiner gewesen war oder sich zumindest kleiner angefühlt hatte. Merle war da schon weg gewesen. Sie kannte es nur aus Gesines Anrufen, zu Weihnachten und zu Geburtstagen, in denen immer irgendwann ein Satz vorkam wie: *Und am Siebzehnten hatte der Jens eine Eisenbahn im Fenster, die ganze Stadt war da.*

Die ganze Stadt. Merle hatte bei diesen Sätzen immer das Telefon ein bisschen vom Ohr weggehalten.

„Die meisten haben zugesagt“, sagte Gesine. „Aber drei fehlen noch. Und ich muss jeden anrufen, ob es beim Termin bleibt. Und die Kinder von der Schule brauchen Becher. Und Marlene will wissen, ob sie ihr Fenster diesmal zweimal machen darf, und ich hab gesagt, ich frag die anderen, und dann bin ich die Treppe runtergefallen.“

Merle nahm das Klemmbrett. Die ersten Zeilen waren in Gesines normaler Schrift. Die letzten Einträge, offenbar nach dem Sturz, mit links geschrieben, sahen aus wie etwas, das ein Seismograph bei einem Erdbeben aufzeichnet.

„Was heißt das hier?“

Gesine beugte sich vor. „Glühwein.“

„Da steht Gießkanne.“

„Da steht Glühwein, Merle.“

Merle las weiter. Drei Zeilen waren leer: der Dreizehnte, der Dreiundzwanzigste und der Vierundzwanzigste. Und ganz unten, unter dem letzten Datum, stand in der alten, sicheren Schrift, also schon vor dem Sturz geschrieben, ein einzelner Name mit einem Fragezeichen: *Wendt?*

„Wer ist Wendt?“

„Nebenan. Albrecht Wendt.“ Gesine lehnte sich zurück. „Er macht nicht auf. Seit Anni tot ist, nicht mehr. Ich schreib ihn jedes Jahr hin.“

„Warum, wenn er nicht aufmacht?“

Gesine sah zum Fenster, hinter dem das Nachbarhaus lag, ein kleines Klinkerhaus mit weißen Gardinen, die immer zugezogen waren. Es war inzwischen hell geworden, dieses graue Ostseehell, das keine Sonne braucht.

„Man weiß ja nie“, sagte sie.

* * *

Merle ging am frühen Nachmittag los, weil ihre Mutter schlafen wollte und weil sie es nicht mehr aushielt, in der Pension zu sitzen und so zu tun, als sei sie nicht hier.

Der Ort war kleiner, als sie ihn in Erinnerung hatte, und gleichzeitig vollkommen unverändert, und sie wusste nicht, was sie mehr erschreckte. Die Strandstraße mit ihren niedrigen Häusern, die Vorgärten mit den Heckenrosen, die jetzt nur noch Hagebutten trugen. Der Hafen, grau in grau, die Kutter an den Leinen, das Wasser, das gegen die Kaimauer schlug, ohne sich zu beeilen. Am Ende des Kais das alte Zollhaus mit seinem großen Rundbogenfenster, blind vor Salz, als habe schon lange niemand mehr hinausgesehen. Das Diner am Hafen, in dem schon Licht brannte, obwohl es erst drei war, und hinter der Scheibe eine Frau mit einem Tuch in der Hand, die einen Tresen wischte, der bereits sauber aussah.

Die Bank am Hafen war leer.

Merle blieb davor stehen. Sie kannte die Bank. Jeder kannte die Bank, sie stand seit Merles Kindheit dort, und immer hatte ein alter Mann darauf gesessen, mit einer Thermoskanne und einer Meinung zum Wetter, die meistens stimmte. Theo. Gesine hatte am Telefon erzählt, im August,

dass er gestorben war, und dann einen Satz gesagt, den Merle nicht ganz verstanden hatte: *Es war ein schweres Jahr für die Stadt.* Merle hatte nicht nachgefragt. Sie fragte selten nach.

Jetzt lag auf der Bank ein einzelner Tannenzweig, frisch, mit einer roten Schleife. Irgendjemand hatte ihn heute Morgen dorthin gelegt.

Sie setzte sich nicht. Das kam ihr nicht zu.

Sie ging weiter, die Hauptstraße hinauf, an der Apotheke vorbei, am Blumenladen, in dessen Fenster schon Amaryllis standen, und dann kam die Kurve, und in der Kurve das Rathaus, und gegenüber die Bäckerei, und neben dem Rathaus, die Tür offen trotz der Kälte, der Eisenwarenladen von Jens Petersen, aus dem es nach Maschinenöl roch wie früher.

Die Stadt hatte ihre Lichterketten schon aufgehängt. Sie liefen quer über die Hauptstraße, von Laterne zu Laterne, und würden, wie Merle wusste, pünktlich um vier Uhr angehen, wenn es dunkel wurde. Am Rathaus hing die große Kette, die über den ganzen Giebel lief. Sie hatte sich nie richtig gelohnt, diese Kette. Im Wind riss sie jedes Jahr irgendwo, und irgendjemand musste auf die Leiter.

Merle wusste genau, wer früher auf die Leiter gestiegen war. Sie ging schneller.

* * *

Um Viertel vor sechs war es dunkel und still, und der Frost hatte sich auf die Autodächer gelegt wie Zucker auf Gebäck.

Merle hatte nicht hingehen wollen. Sie hatte Gesine gesagt, sie würde lieber die Anrufe erledigen, die Liste abtelefonieren, jemand müsse ja. Gesine hatte genickt und gesagt: „Dann bring mir wenigstens ein Stück Stollen mit. Marlene macht zum Ersten immer den ersten Stollen auf.“ Schließlich, als Merle schon die Jacke anhatte, weil sie gegen ihre Mut-

ter keinen einzigen Streit gewann, auch nicht diesen: „Und sag ihr, dass ich sie grüße.“

Jetzt stand Merle am Rand des kleinen Platzes vor der Bäckerei, und um sie herum stand die halbe Stadt.

Sie hatte vergessen, dass so viele Menschen hier lebten. Kinder mit Laternen, Männer mit Mützen, Frauen mit Thermoskannen, ein alter Mann mit einem Hund, der einen Weihnachtspullover trug und beleidigt aussah. Atemwolken stiegen auf und mischten sich über den Köpfen zu einer einzigen Wolke. Jemand lachte. Jemand anderes zählte die Minuten.

Als dann die Tür der Bäckerei aufging, weil jemand von innen etwas herausreichte, kam der Geruch. Hefe, ja. Aber auch Butter, Zimt, Kardamom, Mandeln, der warme Atem eines Raums, in dem seit vier Uhr morgens gearbeitet wurde.

Merle hatte nicht vergessen, wie das roch. Jahrelang hatte sie Teig geknetet, erst in Hamburg, dann in Kopenhagen, und jeden Morgen, wenn die Öfen warm wurden, hatte sie für einen Atemzug an diese Tür gedacht. Und dann schnell an etwas anderes.

Eine Frau mit grauem Pagenkopf winkte ihr zu, als wäre Merle letzte Woche zuletzt hier gewesen. Merle erkannte sie erst nach einer Sekunde: die ältere der beiden Schwestern Kröger aus dem Blumenladen. Merle winkte zurück und kam sich vor wie jemand, der zu spät zu einem Fest kommt und trotzdem noch einen Teller bekommt.

Sechs Uhr. Die Kirchenglocke schlug, einmal, zweimal, und bei jedem Schlag wurde es stiller auf dem Platz, bis beim sechsten nur noch das Meer zu hören war, weit hinten, hinter den Häusern.

Dann ging im Schaufenster der Bäckerei das Licht an.

Ein Lebkuchenhaus. Die Bäckerei selbst, in klein, mit der dunkelgrünen Tür aus Schokolade und dem Schild aus Zuckerguss, *Seit 1952*, und mit Fenstern aus rotem Zucker, hinter denen ein Teelicht brannte. Vor

dem Haus stand eine winzige Figur aus Marzipan, eine Frau mit weißer Schürze, die ein Blech in den Händen hielt. Und auf dem Dach, leicht nach links geneigt, ein Schornstein.

Merle erkannte ihn sofort.

Sie war sechzehn gewesen. Ihr erster Winter in der Backstube, in den Ferien, weil sie unbedingt wollte und weil Marlene gesagt hatte: *Dann komm eben, aber um vier*. Das Lebkuchenhaus für das Schaufenster war ihre erste richtige Aufgabe gewesen, und sie hatte den Schornstein schief geklebt, und Marlene hatte ihn angesehen und nichts gesagt, und Merle hatte vor Scham die ganze Nacht nicht geschlafen.

Am nächsten Tag hatte das Haus im Fenster gestanden. Mit schiefem Schornstein.

Und jetzt, zweiundzwanzig Jahre später, stand es wieder da. Marlene hatte ihn nie gerade gemacht.

Merle musste schlucken.

Die Tür ging auf, und Marlene trat heraus. Weiße Schürze, das Haar kürzer als früher und grauer, die Hände noch mehlig. Sie sagte nichts Feierliches, sie sagte nie etwas Feierliches. Sie sagte: „Na dann. Advent.“ Und die Leute lachten und klatschten, und die Kinder drängten nach vorn, weil hinter Marlene ihre Tochter Sofie mit einem Tablett voller Stollenstücke kam.

Merle blieb, wo sie war. Sie hatte beschlossen, ein Stück für Gesine zu holen, wenn der Andrang vorbei war, und dann zu gehen. Das war der Plan. Wieder ein kleiner, vernünftiger Plan.

Und dann sah sie ihn.

Er stand auf der anderen Seite des Platzes, unter der Laterne vor Jens' Laden, halb im Licht. Er war nicht größer geworden, das nicht. Aber breiter in den Schultern, und das dunkle Haar war an den Schläfen grau, und er trug eine Brille, die er früher nicht gebraucht hatte. Er beugte sich gerade zu einem Mädchen hinunter, das eine rote Wollmütze trug, und

band ihm den Schal neu, mit der Geduld von jemandem, der das jeden Morgen tat. Das Mädchen redete ohne Pause und gestikulierte dabei mit beiden Händen, sodass der Schal immer wieder verrutschte, und er band ihn immer wieder neu, ohne sie zu unterbrechen. Er hörte zu, als wäre es das Wichtigste auf der Welt.

So hatte er früher ihr zugehört.

Jakob.

Merle drehte sich zur Seite. Nicht, weil sie ihn nicht sehen wollte. Sondern weil sie nicht wusste, was ihr Gesicht tun würde, wenn er sie sah.

Sie stand da, den Blick auf das Lebkuchenhaus gerichtet, auf den schiefen Schornstein, und zählte ihren Atem, wie sie es vor einer schwierigen Hochzeitstorte tat, *ein, zwei, drei, halten*, und irgendwo in ihr sagte eine vernünftige Stimme, dass es völlig normal war, einem Menschen in einem Ort zu begegnen, der nur eine einzige Bäckerei hatte, dass sie das gewusst hatte, dass sie deswegen achtzehn Jahre lang zu Weihnachten nicht gekommen war und dass sie jetzt, mit achtunddreißig, eine erwachsene Frau mit einer Festanstellung und einem Volvo war, die sich nicht hinter einem Lebkuchenhaus verstecken musste.

Die vernünftige Stimme hatte recht. Merle versteckte sich trotzdem.

„Hier.“

Sie fuhr herum. Vor ihr stand Marlene, ein Stück Stollen in einer Papierserviette in der Hand, und hielt es ihr hin. Sie sah Merle an, nicht lange, nur so lange, wie man einen Teig ansieht, um zu wissen, ob er gegangen ist.

Sie sagte nichts. Nicht *Hallo*, nicht *Lange nicht gesehen*, nicht *Warum hast du nie geschrieben*. Sie drückte Merle den Stollen in die Hand, genau so, wie sie es früher getan hatte, nach einer langen Nacht in der Backstube, wenn Merle mit sechzehn vor Müdigkeit kaum noch stehen konnte: ein Stück vom Anschnitt, das beste, das mit der meisten Butter.

Dann legte sie ihr kurz die Hand an den Arm. Nur einen Moment. Mehl auf dem dunklen Stoff der Jacke.

„Deine Mutter kriegt ein eigenes“, sagte Marlene. „Das bring ich morgen vorbei.“

Dann war sie wieder weg, zwischen den Leuten, bei den Kindern, bei Sofie und dem Tablett.

Merle stand da mit dem Stollen in der Hand. Er war noch warm. Sie biss hinein, weil sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte, und er schmeckte nach Rum und Zitronat und nach etwas, das sie in Kopenhagen nie hinbekommen hatte, egal wie oft sie es versucht hatte, und auf einmal musste sie sehr aufpassen, dass niemand ihr Gesicht sah.

Als sie sich wieder umdrehte, war die Laterne vor Jens' Laden leer.

Sie atmete aus. Erleichtert, sagte sie sich. Erleichtert war das richtige Wort.

Sie ging nach Hause, die Strandstraße hinunter, den Stollen in der Serviette, den Mond über dem Wasser, und sie sah sich nicht um.

Hätte sie es getan, hätte sie gesehen, dass am Ende der Hauptstraße, unter der letzten Laterne, ein Mädchen mit roter Mütze stehen geblieben war, obwohl ihr Vater schon weitergegangen war und nach ihr rief.

Das Mädchen sah Merle lange nach.

ENDE DER LESEPROBE

Vierundzwanzig Fenster bis zu dir

WIE GEHT ES WEITER?

Am 21. Dezember 2008 wartete Merle Tiedemann am Bahnsteig, und Jakob kam nicht. Achtzehn Jahre später hängt eines Morgens ein kleiner Stoffbeutel an ihrer Tür – darin ein Zettel in ihrer eigenen Handschrift.

Merle ist Konditorin in Kopenhagen und hat den Advent in Stillwater Bay seitdem gemieden. Jetzt hat sich ihre Mutter das Handgelenk gebrochen, und Merle soll bis nach Weihnachten den lebendigen Adventskalender der kleinen Ostseestadt übernehmen: jeden Abend um sechs ein anderes geschmücktes Fenster, Stollenduft aus der Backstube, in der sie mit sechzehn das Backen gelernt hat. Dann kommt aus Stockholm ein Angebot als Chef-Pâtissière; unterschreiben muss sie bis zum 27. Dezember.

Die Zettel stammen aus dem Adventskalender, den Merle mit neunzehn für Jakob genäht hat: vierundzwanzig Vorhaben für einen Winter zu zweit, von „Heißen Kakao auf Theos Bank“ bis „Einen Barbarazweig schneiden. Zusammen.“ Merle ist sicher, dass Jakob sie aufhängt. Er fragt nur: „Welcher Zettel?“

Jakob Behrens ist inzwischen Grundschullehrer, Witwer und Vater der neunjährigen Ida, die sich nur eines wünscht: dass niemand

mehr weggeht. Nebenan öffnet der alte Herr Wendt seit dem Tod seiner Frau keine Tür mehr. Langsam finden Merle und Jakob wieder zueinander. Doch dafür müsste Merle endlich fragen, was damals geschah – und die Antwort aushalten.

Ein warmherziger Weihnachtsroman aus der Gegenwart, an der Ostsee: über eine zweite Chance, über Türen, die man wieder öffnet, und über eine kleine Stadt, die zusammenhält.

Erzählt in 24 Kapiteln, eines für jeden Tag bis Heiligabend, dazu „Merles Adventsbackstube“ mit sechs Rezepten zum Nachbacken.

„Vierundzwanzig Fenster bis zu dir“ ist Band 1 der Reihe „Stillwater Bay – Winterromane“ von Nora Westfield. Der Roman ist in sich abgeschlossen und ohne Vorwissen lesbar, verrät aber manches aus den Sommerromanen – wer sie noch vor sich hat, beginnt mit ihnen. Der zweite Winterroman heißt „Zwölf Nächte bis zu dir“.

Das vollständige Buch erhalten Sie bei Eichenberg Verlag:

www.eichenberg-verlag.com